

| | |
|--|---|
| e-Journal Philosophie der Psychologie | DER GESCHMACK DER NIEDERLAGE von Hans Georg Zilian |
|--|---|

1 Verluste und Niederlagen

Niederlagen unterscheiden sich von den Verlusten. Der Erzähler verliert seine Liebste an eine verzehrende Krankheit und leidet noch lange darunter (*For the moon never beams without bringing me dreams of the beautiful Annabel Lee ...*). Meist wird ihn in solchen Situationen keine Schuld treffen. Der Verlust schmerzt, doch kann er ohne Schuldgefühle getragen werden. Verliert man die Ehefrau an ein grausames Schicksal, dann tut das weh – verliert man sie an die Konkurrenz, einen anderen Mann, eine Frau, eine berufliche Herausforderung, dann ist das doppelt schmerzhaft. Es handelt sich dann um eine Niederlage. Man hat vielleicht gekämpft, doch nicht gut genug. Ganz so beim Selbstmord der eigenen Tochter, bei ihrem Absturz in die Anorexie oder die Drogensucht – die Frage, ob man selbst etwas falsch gemacht hat, ob man nachlässig war, wird einen dann lange plagen. Verluste können höllisch weh tun, doch treten sie uns im allgemeinen als die Grausamkeiten oder das moralische Versagen anderer oder als das blinde Wüten des "Schicksals" entgegen. Hilfreich ist hier die Religion, das "Kismet" der Muslime, dem im Alten Testament Hiobs "Der Herr hat gegeben, und der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gepriesen" entspricht. Dieser Fatalismus ist seit längerem ganz aus der Mode gekommen, der Glaube oder auch Irrglaube an die Gestaltbarkeit der eigenen Biographie, an die Fähigkeit, sein Glück zu schmieden, ist ein Charakteristikum einer säkularisierten Zeit.

Damit erweitert sich der Bereich der Handlungskonsequenzen, die man selbst zu verantworten hat, und Tür und Tor öffnen sich für die Beschämung durch Erfolglosigkeit. Der individualistische Mythos bildet eine weit verbreitete und tiefsitzende Hintergrundannahme der Konkurrenzgesellschaft, und die soziologisch inspirierte therapeutische Botschaft, der Versager sei ein Opfer, kann sich dagegen nicht so richtig durchsetzen. Im Kontext der Analyse der Niederlage müssen wir zwischen der beschämenden oder demütigenden Episode und dem beschämenden oder demütigenden Status unterscheiden. Der Status des Arbeitslosen bringt es mit sich, daß man beim Arbeitsamt vorstellig werden muß, in seiner Bank beleidigt wird etc. Der Status generiert sozusagen Episoden. Die Verlierer haben die Doppelaufgabe, Informationen sowohl über den Status als auch über die zugehörigen Episoden zu managen.

Unter welchen Bedingungen können wir überhaupt von einer Niederlage sprechen? Aufgrund der überragenden Bedeutung, die heute der Autonomie des einzelnen zukommt, ist es eine Niederlage, wenn wir uns gezwungen sehen, Arbeit zu verrichten, für die wir nicht nur überqualifiziert sind, sondern die wir auch ziemlich abstoßend finden, etwa als Leichenwäscher. Man muß zusätzlich das Gefühl haben, am Spiel (etwa am Spiel "offizielle Arbeitswelt") teilgenommen zu haben. Ein anderes Spiel, in dem es Verlierer gibt, ist "Einladung und Ablehnung (Zurückweisung)". Andere Beispiele von Niederlagen sind die vergebliche Stellenbewerbung, die Kündigung durch den Arbeitgeber, "Scheitern" der Ehe oder der Kinder. Die Frage ist, wie viele Niederlagen und Episoden der Zurückweisung der Mensch aushält. Stets, so auch Sennett, bleibt mir der Schluß "Ich war nicht gut genug", auch wenn ich vorgebe, am Gewinnen gar nicht interessiert gewesen zu sein, oder sonstige Rationalisierungen finde. Daß wir in einer Konkurrenzgesellschaft leben, heißt, daß wir immer häufiger mit Niederlagen konfrontiert sind statt mit Verlusten. Irgendein Intrigant will deinen Job, findet Unterstützung beim Mobbing usw. – du verlierst dann ein Spiel, von dem dir oft nicht einmal klar war, daß du daran teilgenommen hast. Auch letzteres ist beschämend.

Verluste und Niederlagen ziehen nicht selten weitere Verluste und Niederlagen nach sich. So geschah es etwa in Semriach, wie wir der Zeitung entnehmen können. Auf dem Titelblatt lächeln zwei ausnehmend hübsche blonde Kinder, ein neunjähriges Mädchen und ein elfjähriger Bub. Die Mutter fand über das Internet einen Liebhaber, der Vater erstach die Kinder in ihren Betten und erhängte sich anschließend in der Scheune.¹ Und selbstverständlich lesen wir, daß der Mann seine Kinder "über alles geliebt" hatte. Es ist einer dieser Tage, an denen es einem leid tut, daß man die Zeitung überhaupt in die Hand genommen hat. Berichte über vergleichbare gräßliche Vorfälle liest man immer häufiger. Ob sie tatsächlich häufiger geworden sind, weiß ich nicht. Sicher bin ich mir allerdings, daß es nicht sehr klug ist, derartiges in Termini der Medizin einzufassen, wie es im konkreten Fall geschah. "Eine Grundstörung ist aber meiner Ansicht nach völlig fraglos", meint der noch am selben Tag interviewte Psychiater. Viel plausibler erscheint mir der Verweis auf die schiere Ausweglosigkeit der Situation des Mörders und Selbstmörders, der zu gewärtigen hatte, nicht nur seine Frau, die ihrerseits einen entsetzlichen Preis für ein bißchen Glück entrichten mußte, sondern auch seine Kinder zu verlieren – zusätzlich zu seiner Ehre, die der Hahnrei auf dem Land einbüßt. Diese Ausweglosigkeit ist Menschenwerk, ein Labyrinth ohne Ausgang, das durch unsere sozialen Gewohnheiten, unsere Gesetze und unsere richterliche Praxis erzeugt wurde. Was von den Behinderten gesagt wird, sollte auch für andere Personengruppen gelten – der Täter war kein Mörder, sondern er wurde zum Mörder gemacht. Natürlich gehört es zum Geschäft der Psychiatrie, überall "Geisteskrankheit" festzustellen, doch könnte man mit derselben Berechtigung auch Männer, die eine solche Situation in aller Ruhe hinnehmen, für "krank" erklären.

Der Mörder und Selbstmörder fand sich mit den Trümmern seines Lebens konfrontiert; seine Tat "unverständlich" zu nennen ("... es ist ein völlig unverständlicher Schritt – in jedem Fall ...", so der medizinische Experte), zeugt von einem sehr schwach entwickelten Einfühlungsvermögen. Oder von Realitätsverleugnung. Wie hätte der Mann statt dessen reagieren sollen? Mit distanzierterem Amusement, dem Eintritt in eine therapeutische Gruppe? Alle Alternativen wären dem tatsächlichen Ausgang vorzuziehen gewesen, doch lagen sie im vorliegenden Fall offensichtlich außerhalb des Handlungsrepertoires des Täters. Eifersuchtsdramen gibt es natürlich schon seit längerem, neu ist, daß eine stets wachsende Zahl von Frauen beginnt, Anna Karenina zu spielen, und auch die Männer von der Demokratisierung der dramatisierten Freiheit erfaßt wurden. Die Schreckensgeschichte aus Semriach zeigt uns die Spitze des Eisberges, der aus den Folgeproblemen der Befreiung entsteht. Wenn diese zusätzlich bedeutet, zu maximieren – und dazu werden wir in der Konsumwelt, in der wir leben, permanent eingeladen –, dann kommt es zur Ausweitung der Kampfzone, zu einer ausgesprochen ungemütlichen sozialen Welt, in der auch diese Form der Sicherheit verschwunden ist. Warum haben die Leute das *satisficing*, das Anstreben von Sättigungsniveaus, verlernt? Der Verdacht drängt sich auf, daß der Vormarsch des Maximierens in einem direkten Zusammenhang mit der allgemeinen fortschrittlichen Bewegung in Richtung von Selbstverwirklichung auf allen Dimensionen steht, wie sie sogar die Rhetorik der helfenden Berufe prägt. Der *Verzicht* ist aus dieser Perspektive nicht mehr denkbar – nach der Logik der Seifenoper muß der Partner reich *und* schön sein. Die ältere Partnerin wurde ausgetauscht und gegen ein neueres Modell ersetzt – ein Klischee, das heute auf beide Geschlechter zutrifft. Das neue Modell kann dann dem älteren in allen anderen Dimensionen gleichwertig sein und auf jener des Alters überlegen. So maximieren kluge Konsumenten, wenn sie die Wahl haben, was allerdings nicht immer der Fall ist. Anstelle des abwägenden Kalküls könnte auch die schlichte Unersättlichkeit am Werk sein. Diese ist dort zu

¹ Kleine Zeitung, 29. 3. 2004

erwarten, wo das Gefühl für die Grenzen des Erreichbaren verlorengegangen ist. Am Werk sind hier Werbewirtschaft und Unterhaltungsindustrie, die uns den ganzen Tag über einhämmern, daß uns die Welt eine ganze Menge schuldet und daß nichts als das Beste gut genug für uns ist. Zusätzlich hängt der Nutzen von Positionsgütern davon ab, was andere besitzen, ein Mechanismus, der die Ansprüche von sich aus höher schraubt. Wenn schon alle ein Piercing haben, dann muß ich ein besonders ausgesuchtes vorweisen können, will ich mich von der Masse abheben. Fred Hirsch und Frank und Cook haben hierzu die relevanten Analysen geliefert. Auch Robert Nozick hat einen direkten Zusammenhang zwischen einer komparativen Perspektive und der Selbstachtung hergestellt.² Jemandem, der sich mit lokalen Erfolgen *begnügt*, dem reicht der Titel des österreichischen Meisters im Einzel; er braucht nicht nach Wimbledon zu gehen, um dort den Geschmack der Niederlage kennenzulernen.

2 Arbeitslosigkeit

Wenn im vorliegenden Zusammenhang davon ausgegangen wird, daß eine stets zunehmende Zahl von Menschen gegen den alltäglichen Untergang ankämpfen muß, dann ist es unumgänglich, das Phänomen der Arbeitslosigkeit zu betrachten. Dessen Bedeutung ergibt sich aus dem Umstand, welchen Stellenwert die Arbeit in der heutigen Gesellschaft gewonnen hat. Wiederum geht es häufig weniger um Selbstverwirklichung als um die schlichten Voraussetzungen des Überlebens in der arbeitsteiligen Gesellschaft. Ganz ähnliches gilt für die Obdachlosigkeit – ostentativer Konsum ist nicht das Problem der Menschen, die darum kämpfen, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. Auch die Knappheit von Villen am See läßt die meisten von uns ziemlich kalt. Ob uns eine Arbeit fehlt, eine Wohnung oder eine Partnerin, stets haben wir etwas nicht, über das fast alle anderen verfügen. Darin besteht der spezielle Stachel dieser Form der "relativen Deprivation". In einer Gesellschaft, in der permanent gewählt wird, schmerzt es, nicht gewählt zu werden, von Arbeitgebern oder Sexualpartnern. So einfach dies klingt, so umstritten ist die Frage, ob wir Arbeitslosigkeit nicht doch als Chance betrachten sollen. Über individuelle Versuche hinaus, als *free-rider* der Arbeitsgesellschaft ein gemütliches Leben im Zeichen der Selbstverwirklichung zu führen, meinen jene Nachwuchsakademiker, die von der "Reise nach Tunix" träumen, auch die kollektive Verweigerung gegenüber der Arbeit als plausible politische Strategie nahelegen zu können. Wie das gehen soll, ist weitgehend unklar.

Ich möchte im Folgenden die Frage aufwerfen, warum Arbeitslosigkeit die psychische Gesundheit unter jenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen, die Arbeitslosigkeit ursprünglich hervorgebracht haben, derartig belastet; sicherlich haben unzählige Studien gezeigt, daß Arbeitslosigkeit zu einer Verschlechterung der psychischen Gesundheit führt, doch läßt dies die Frage weitgehend offen, warum das heute (noch) so ist. Angesichts eines weitverbreiteten Optimismus bezüglich der "Normalisierung" der Arbeitslosigkeit und der allgegenwärtigen Folklore über das sorglose Leben der Arbeitslosen scheint es keinesfalls müßig, dem Thema ein wenig Aufmerksamkeit zu widmen. Wir müssen uns daher die Frage stellen, wie Arbeitslosigkeit unter den gesellschaftlichen Bedingungen unserer Zeit wahrgenommen und erfahren wird, seitens der Arbeitslosen selbst und seitens ihrer Umgebung. Auch wenn sich Arbeitsplatzbesitzer (nicht selten irrigerweise) selbst vor Arbeitslosigkeit für gefeit halten und auch wenn vielen von ihnen die Erfahrung der Arbeitslosigkeit fremd ist, existiert ein obskures Unbehagen, wie gegenüber einer schrecklichen stigmatisierenden Krankheit. Man sieht, daß die Frage nach der disziplinierenden

² Nozick 1974, S. 239f.

Wirkungsweise der Sanktion "Arbeitslosigkeit" ziemlich komplex ist; im Folgenden möchte ich mich auf eine skizzenhafte Darstellung der Erfahrung der Arbeitslosigkeit beschränken.

Solange Arbeitslosigkeit nicht bloß eine minder bedeutsame Arbeitsunterbrechung als Teil einer routinisierten, "perforierten" Arbeitsbiographie ist, ist sie eine absurde und tragische Erfahrung. Die Idee des Tragischen im gesellschaftlichen Leben verdient mehr Aufmerksamkeit, als ihr bisher zuteil wurde; es ist dies ein Gedanke, der – grob gesprochen – implizit stets jenen Ansätzen unterlag, die sich mit der Spannung zwischen den Handlungen von Individuen und den undurchsichtigen und allem Anschein nach unkontrollierbaren Mächten befaßte, die einerseits von diesen Handlungen hervorgebracht wurden, während sie ihnen andererseits zugleich Grenzen auferlegten (man vergleiche die zutreffend benannte *tragedy of the commons*). Wie in der Erfahrung des Komischen werden Personen, die zum Opfer des Tragischen werden, in bloße Objekte verwandelt. Die Literaturwissenschaft liefert hier erwartungsgemäß wichtige Hinweise. So heißt es etwa über Schellings Interpretation des Königs Oidipus:

*"Indem der tragische Held in Schellings Interpretation nicht bloß der Übermacht des Objektiven unterliegt, sondern selbst für sein Unterliegen bestraft wird, dafür, daß er den Kampf überhaupt aufgenommen hat, wendet sich der positive Wert seiner Haltung: der Wille zur Freiheit, die das Wesen seines Ichs ist, gegen ihn selbst. Der Prozeß darf mit Hegel dialektisch genannt werden."*³

Ob mit oder ohne Hegel – ich persönlich könnte auf Hegel auch gerne verzichten –, jedenfalls ist Oidipus das Vorbild für unzählige spätere tragische Helden, die keinem blinden, sondern ganz im Gegenteil einem geradezu boshaften Schicksal gegenüberstehen. Von unserem modernen Vertrauen in die Idee des Fortschritts abgesehen, gibt es wenig, was wir der Hilflosigkeit entgegensetzen könnten, die wir gegenüber dem Tragischen und dem Absurden empfinden; und es ist sicherlich absurd, wenn wir aufgefordert werden, an einer Aktivität teilzunehmen, von der wir gleichzeitig ausgeschlossen sind; und es ist tragisch, wenn niemand das bekommt, was er will, und wenn alle das bekommen, was niemand will. Freilich ist es Teil des herrschenden Wertesystems, daß Arbeit positiv besetzt ist, und es wäre vielleicht doch den Versuch wert, hier zu einer kollektiven Umdeutung zu gelangen, indem man sich dem totalitären Produktivismus entgegengestellt, und sei es auch durch Schabernack. Unsere Gesellschaft hat aber wieder und wieder bewiesen, daß sie ziemlich humorlos ist und sich von Schabernack nicht über Gebühr beeindrucken oder erheitern läßt. Wenn die "Volxtheater-Karawane" – im Anschluß an eine hochelaborierte Tradition, die mit den Namen Pirandello und Handke assoziiert werden kann – mit den Grenzen und Rahmungen der Wirklichkeit spielt, dann darf sie sich nicht wundern, wenn sie in italienischen Carabinieri, die ihren Beruf ausüben, ein denkbar ungeeignetes Publikum findet: Ganz ähnlich wird die Provokation der "Glücklichen Arbeitslosen" nur bei jenen Verständnis mobilisieren, die dieses bereits haben oder zumindest bekunden.

Arbeitslos zu sein, bedeutet nicht bloß, daß man etwas haben möchte, was fast jedermann hat; Arbeitslosigkeit zeichnet Menschen auch als andersartig aus, als Personen, die unfähig oder unwillig sind, sich einer gesellschaftlichen Norm zu unterwerfen – einer Norm, der sich die meisten Menschen tatsächlich unterwerfen möchten. Daher sind Ausschluß und Unfairneß eng verflochten mit einander widersprechenden Imperativen. Wenn wir mit solchen Widersprüchen konfrontiert sind, dann leiden wir nicht bloß an einem bestimmten Defizit. Wir leiden nicht nur daran, daß wir

³ Peter Szondi, zitiert in Zimmermann 2000, S. 171

etwas nicht bekommen, was wir wollen – wir sind mit einer Situation konfrontiert, die zutiefst beunruhigend ist und dem Akteur den Eindruck vermittelt, in einem Albtraum zu leben, das Opfer eines gigantischen anonymen Scherzes zu sein. Offensichtlich ist dies mehr, als bloß etwas nicht zu bekommen, was man haben möchte; Soziologen ist es kaum jemals gelungen, diese Erfahrung des Absurden adäquat zu vermitteln. Erfolgreichere Versuche finden wir, wenn wir uns den Werken von Kafka, Nabokov, Highsmith oder Joseph Heller zuwenden. In Woody Allens *Zelig* finden wir eine Beschreibung des Lebens als "Albtraum sinnloser Qualen". Andere Autoren haben diesen Gedanken etwas wortreicher zum Ausdruck gebracht.

Auch Arbeitslosigkeit hat Merkmale einer "sinnlosen Qual"; ich möchte hier allerdings nicht den Eindruck vermitteln, daß Arbeitslosigkeit das schlimmste ist, das einem Menschen passieren kann. Es läßt sich nicht leugnen, daß es Ereignisse und Zustände gibt, die unendlich schlimmer sind. Was ich jedoch herauszuarbeiten versuche, ist eine sehr subtile Distinktion, deren Formulierung dennoch nach einigen recht kräftigen Ausdrücken verlangt. Warum sollte es auch einfach sein, die Abgrenzung zwischen bloßen Mangelzuständen und den absurden und tragischen Erfahrungen des Lebens zu markieren? Wenn wir ein ungestilltes Bedürfnis haben, dann ist oft ziemlich klar, was uns fehlt und in welche Richtung wir uns bewegen sollten, das Defizit zu beheben; in solchen Situationen verleihen unsere Bedürfnisse unseren Handlungen eine Richtung. Diese Art von Ausrichtung fehlt, wenn wir mit widersprüchlichen Imperativen zu tun haben; sie weisen keinen Weg zu vernünftigem Handeln und dadurch erzeugen sie Verwirrung und Angst. Bei Durkheim und Merton wurden solche widersprüchlichen Imperative und das Fehlen klarer Bewertungsmaßstäbe als *anomische* Phänomene klassifiziert. Man könnte hier den ergänzenden Hinweis auf *paradoxe* Defizite anbringen, wie sie in Schlagworten wie jenem von der "Armut inmitten des Überflusses" zusammengefaßt sind. Der Verweis auf den Begriff der "relativen Deprivation" bietet sich an dieser Stelle natürlich an, doch greift er zu kurz: Das Entscheidende an solchen paradoxen Defiziten ist die massive Attacke auf das Selbstwertgefühl, die mit ihnen verknüpft ist. Es ist in profunder und spezifischer Weise beunruhigend, wenn einem selbst etwas fehlt, was fast alle haben; die Vermutung wird unabweislich, daß man, verglichen mit anderen, minderwertig ist; aber genau das ist es, was seit jeher niemand sein wollte und was gerade heute – da sich eine stets zunehmende Anzahl gesellschaftlicher Gruppen eine höhere Akzeptanz und ein gesteigertes Selbstbewußtsein erkämpft hat – niemand sein möchte. Die Bedeutung des äußeren materiellen Erfolges ermißt sich auch daran, daß sein Ausbleiben durch nichts kompensiert werden kann – *If you are so smart, then why aren't you rich?*, lautet die Frage an alle, die den Wert der Person nicht auf ihr Bankkonto reduzieren möchten. Da heute fast alles ziemlich viel Geld kostet, übersetzt sich finanzielle Ungleichheit für die Schlechtergestellten in sehr viele Defizite.

Ein stets zunehmender Anteil dessen, was einmal öffentlich zugänglich war, wurde vereinnahmt und privatisiert (und nur in Ausnahmefällen von den Ärmeren). Als ich ein Kind war, war es noch immer möglich, in den Kärntner Seen schwimmen zu gehen, ohne dafür zu bezahlen; doch die Schönheit dieser Seen hat die Gier der Besitzenden geweckt, und heute ist es nicht einmal mehr möglich, diese Seen ohne großen Aufwand zu betrachten. In Parallele dazu können wir uns fragen, warum der Verlust der Arbeit oder eines Berufes – im Gegensatz zum Verlust des Einkommens – unter den Bedingungen des Turbokapitalismus derart schmerzhaft sein sollte. Ich würde als Erklärung vorschlagen, daß eben jener Individualismus, der das Getriebe des Turbokapitalismus in Bewegung hält, ein Meinungsklima erzeugt hat, das der Selbstachtung der Arbeitslosen abträglich sein muß. Die Menschen sind heute – in höherem Ausmaß als je zuvor – aufgefordert, sich selbst zu beweisen, als tüchtig, als "kompetent" und so weiter. Sogar in den Fördermaßnahmen und

Motivationskursen des AMS ist der Zungenschlag der Erfolgsgeneration heute unüberhörbar. Zusätzlich wünschen sich die Menschen heute nichts sehnlicher als *dazuzugehören*, so zu sein wie alle anderen und vielleicht ein bißchen besser. Arbeitslosigkeit negiert beides – der Betroffene erhält die Botschaft, daß er vielleicht doch nicht so tüchtig ist, wie er das gerne hätte, und daß er auch nicht dazugehört. Ähnliches gilt für Entmündigungsprozesse in einer Zeit, da Mündigkeit einen zentralen Wert darstellt.

Es ist der spezielle Stachel der Arbeitslosigkeit, daß sie Wunden schlägt, die im Kontext der derzeit herrschenden Wertvorstellungen nur besonders intensiv schmerzen können. So entstehen Defizite der *Selbstachtung*, die sich von anderen Mangelzuständen durch die zentrale Rolle, die sie für das Individuum spielen, unterscheiden. Es muß nicht unbedingt die Teilnahme an der Arbeitswelt sein, die die Selbstachtung berührt. Man kann sich den Sachverhalt verdeutlichen, indem man sich überlegt, was Häßlichkeit in einer Welt bedeutet, in der die Schönheit von allen Plakatwänden strahlt, da eine unnachgiebige Propagandamaschinerie die Schönheit feiert und die Häßlichkeit stigmatisiert. In der Idee der Kritik am *"lookism"* scheint sich in den USA ein Gegengewicht gegen die Herrschaft dieser Geisteshaltung herausgebildet zu haben, doch bleibt eine offene Frage, wie durchsetzungsfähig dieser Gegentrend sein kann, zumal die Häßlichen ziemlich durchsichtige und daher wenig überzeugende Motive haben, wenn sie versuchen, diese Humanressource zu entwerten. Generell dürfte der in solchen Manövern exemplifizierte Fundamentalismus keine besonderen Erfolgsaussichten haben. Interessanterweise sind es dieselben Jugendlichen, die mit einer permanenten Feier der Jugend und der Schönheit, der individuellen Selbstverwirklichung sowie der Tapferkeit und Tüchtigkeit der Erfolgreichen befaßt sind, die sich dann als "Glückliche Arbeitslose" von all dem abwenden und so ihre ganz spezielle Doppelbotschaft aussenden.

Ganz folgerichtig hat sich ein Zeitgeist, der den *lookism* anprangert, auch nicht dazu aufrufen können, jenen Werten, welche die Arbeitslosigkeit zu einer bitteren Erfahrung machen, in ähnlicher Weise Paroli zu bieten. Die "Tüchtigkeit", der "Erfolg" usw. sind zentrale Kategorien unserer Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft, die nur in zaghaften Ansätzen, und dann meist in irgendwelchen Nischen, problematisiert werden. Wie Christopher Lasch schreibt, konstituieren diese Werte die Bedingungen, denen sich alle unterwerfen, die mitspielen – nur, ein neues Spiel zu verlangen, kommt niemandem je in den Sinn.⁴ Das Stigma der Erfolglosigkeit hat sich so hartnäckig gehalten wie jenes des Alkoholismus, wo der Versuch, das Sündhafte in medizinischen Begriffen zu artikulieren – also eine Art von Stigma durch eine andere zu ersetzen –, unübersehbar gescheitert ist. Dieses doppelte Scheitern zeigt, wie intensiv der Puritanismus in einer angeblich säkularisierten Gesellschaft weiterwirken kann.

Im skizzierten Getöse ist die schlichte Einsicht, daß Menschen *zerbrechlich* sind, über Bord gegangen; daß manche Menschen Hilfe (und Nachsicht) *brauchen*, auch wenn sie sich eher die Zunge abbissen, als dies zuzugeben. Eine Rhetorik der universellen Tüchtigkeit ist an die Stelle des Eingeständnisses der Schwäche getreten, Vergleichen wir hierzu Sennett:

"Das Scheitern ist das große moderne Tabu. Es gibt jede Menge populärer Sachbücher über den Weg zum Erfolg, aber kaum eines zum Umgang mit dem Scheitern. Wie wir mit dem Scheitern zurechtkommen, wie wir ihm Gestalt und einen Platz in unserem Leben geben, mag uns innerlich verfolgen, aber wir diskutieren es selten mit anderen. Statt dessen flüchten wir uns in die Sicherheit des Klischees. Die Vertreter der Armen tun dies, wenn sie an die Stelle der Wörter: 'Ich bin gescheitert' das angeblich heilende: 'Nein, das bist du nicht, du bist ein Opfer'

⁴ Lasch 1978, S. 186

setzen. Wie bei allem, das man sich auszusprechen weigert, werden sowohl die innere Besessenheit als auch die Scham dadurch nur größer. Unbehandelt bleibt der harte innere Satz: 'Ich bin nicht gut genug'⁵

Auch gegen die augenfälligsten Belege für individuelles Versagen ermöglicht es die Opferrhetorik, an der Illusion der eigenen Tüchtigkeit festzuhalten – man findet sich selbst weiterhin toll, die Schuld am Mißerfolg tragen die anderen, bis hin zur "Gesellschaft". Es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen, daß die individualistische Ideologie sich gerade in einer Zeit nachdrücklich durchsetzt, da die individuelle Biographie mit mehr Risiken befrachtet ist als je zuvor. Die Idee, alle wären tüchtig oder könnten zumindest soweit ertüchtigt werden, daß sie mit einigermaßen annehmbaren Erfolgchancen an den Spielen der Hochleistungsgesellschaft teilnehmen könnten, paßt sehr gut zur Ideologie der modernen Rechten, die überall schlummernde Riesentalente vermutet, die durch Wohltätigkeit an der Entfaltung gehindert werden.⁶ Eben diese Rechte hat es jedoch bewerkstelligt, daß angesichts einer feinsegmentierten Arbeitswelt, die typologisch gesehen von den Kernbelegschaften bis zu den Arbeitslosen reicht, gerade die marginalen Arbeitskräfte immer seltener das bekommen, was sie wirklich brauchen, nämlich Sicherheit.

Meine letzte empirische Erhebung führte uns in einen entlegenen Winkel im Liesingtal, wo sich einige Bauernhöfe, mehrere Einfamilienhäuser und eine Art Baracke zu einem kleinen Weiler zusammenfügen. An der Baracke werden allem Anschein nach permanent bauliche Veränderungen vorgenommen; es erwies sich als äußerst schwierig, mit den Bewohnern der Baustelle Kontakt aufzunehmen; als die Kontaktaufnahme jedoch gelungen war, wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Ein Interview mit dem dort lebenden Mann kam, trotz gegenteiliger Absichtsbekundungen, nicht zustande, doch in Stella Lechner lernten wir eine Frau kennen, die ihre Ohnmacht mit einer Rhetorik der Selbstbehauptung kompensiert. Sie beginnt gleich zu Anfang des Interviews zu weinen und meint, sie hätte ihr "Leben total nur verhaut".⁷

Frau Lechner ist gebürtige Griechin und bei ihrer Großmutter in Saloniki aufgewachsen. Als sie sechs Jahre alt war, wurde über ihren Schulbesuch entschieden. Allem Anschein nach gab es Konflikte, doch setzte sich schließlich der Vater durch, "weil da war die liebe Oma, die österreichische, hat gesagt, nein, die Kinder gehen heroben in die Schule". Das sechsjährige Kind war einer massiven Erfahrung der Entwurzelung ausgesetzt: "Ich hab kein Wort Deutsch können, ich hab nur Griechisch können, bin (in die Schule, Anmerkung des Verfassers) gegangen, hab keine Freunde gehabt, ich bin eine Einzelgängerin, heute noch ..." Die beiden Großmütter stehen deshalb im Vordergrund, weil Frau Lechners Eltern in ihrem Leben nicht sonderlich präsent waren: "... meine Eltern waren beide Fernfahrer, ich hab halt meine Eltern sehr wenig gehabt. Eine Kindheit hab ich gehabt, so lala (weint), ich hab halt meine Eltern nicht gehabt." Frau Lechner hat sechs Jahre lang die Volksschule besucht, drei Jahre lang die Hauptschule. Sie begann eine Bürolehre, war dabei aber ziemlich unglücklich. Sie selbst wäre lieber Kfz-Mechanikerin geworden, doch scheiterte dies am Widerstand ihres Vaters. Sie brach nach eineinhalb Jahren die Bürolehre ab und begann eine Lehre als Verkäuferin, die sie auch abschloß. Ein erstes Arbeitsverhältnis endete, weil sie mit dem Chef nicht zurechtkam – "... der hat nur grausig geredet, so richtig ordinär geredet ..." Sie kehrte zu den Eltern zurück und begann eine perforierte Arbeitskarriere: "Ja, und dann hab ich nicht gewusst, was ich tu', dann

⁵ Sennett 1998, S. 159.

⁶ Etwa Murray 1984.

⁷ Interview 6: Arbeitslose aus der Obersteiermark

war ich eine Zeitlang daheim, dann war ich wieder arbeitslos – und hin und her, und hin und her." Sie beschloß, in der Gastronomie auf Saison zu gehen, und schickte Geld nach Hause, wie dies bei den "Gastarbeitern" Usus ist. Ihre Schwester konnte aufgrund dieser Unterstützungsleistungen ihre Lehre abschließen. Nach zehn Jahren begegnete sie dem Vater ihres Sohnes:

"... ich hab geglaubt, das ist er, nicht wahr, für mein Leben; und daß das ein richtiger Häfenbruder war, das hab ich nicht gewußt ... Der hat mir gefallen – so lange blonde Haare, himmelblaue Augen, Schnurrbart, ja holladrio, ja grüß Gott, nicht. Ein Glaserl Wein hab ich getrunken, wo ich sonst nie Alkohol trink, ha ja, der hat mir gefallen, und dann ist es passiert – und nach neun Monaten war die Stella Mama."

Im Anschluß an diese Episode blieb Frau Lechner mit dem Kind zu Hause. Arbeit hatte die Arbeitslose genug – sie pflegte ihre schwer zuckerkrankte Mutter und ihre Großmutter, die mit 101 ½ Jahren starb. Sie lernte dann ihren jetzigen Lebensgefährten kennen, der in ihren Augen ebenfalls keinen Haupttreffer der Lebenslotterie darstellte – "... und das ist der größte Fehler von meinem Leben (flüsternd) – der ist schwerer Alkoholiker". Wenn Frau Lechner an die Jahre, als sie mit Betreuungspflichten eingedeckt war, zurückdenkt, dann schneidet diese Zeit gegenüber der offiziellen Ökonomie noch direkt positiv ab:

"Ich hab gesagt, aus, jetzt werd' ich einmal daheim bleiben und auf mein Kind schauen. Und meine kleine Schwester hat dann auch, also wir sind 3 ½ Monate auseinander mit unseren Kindern, die hat dann auch ein Kind bekommen. Die hat vor mir ein Kind bekommen. Dann hab ich auf meine Nichte geschaut, lang. Meine Schwester hat einen Kurs nach dem anderen gemacht, die ist ja doch Spediteurin, hat sie gelernt. Hab ich gesagt, ja, dann schau' ich dir auf dein Kind. Dann hab ich auf 2 Kinder geschaut, und auf meine Großmutter hab ich geschaut. Also ich hab 2 Haushalte gehabt, von meiner Mutter den Haushalt und von meiner Großmutter den Haushalt. Also ich war komplett nur Hausfrau. Und mir hat das eigentlich getaugt."

Nachdem der Sohn ausgezogen und auch die Großmutter gestorben war, meldete wieder die offizielle Arbeitswelt gegenüber Frau Lechner ihre Ansprüche an. Sie nahm Kontakt zum AMS auf, besuchte einen Servierkurs und arbeitete wieder in der Gastronomie auf Saison. Es folgten drei Jahre als Werksarbeiterin und dann wieder drei Jahre als Stubenmädchen und Küchenhilfe.

Es besteht ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der herrschenden individualistischen Mythologie, der faktischen Behauptung – im Gegensatz zu bloßen Imperativen –, daß Menschen ihr Leben unter Kontrolle haben, einerseits und der schmerzhaften Wirklichkeit von Akteuren andererseits, die versucht haben, alles richtig zu machen, und dennoch mit einer unpersönlichen gewaltigen Maschinerie konfrontiert sind, die ihnen den Lebensunterhalt und noch viel mehr entzieht. Freilich entsteht diese Maschinerie durch menschliches Handeln; dies unterscheidet Arbeitslosigkeit von anderen Unannehmlichkeiten, die auf naturgesetzliche Abläufe zurückzuführen sind. Alter und Tod gehören vorerst noch zu letzteren, und die meisten von uns lernen irgendwann, mit diesen Grundtatbeständen des menschlichen Lebens umzugehen. Ungleichverteilungen zentraler Ressourcen und Lebenschancen sind allerdings nichts, mit dem wir uns in analoger Weise abfinden müßten. Eine Entkoppelung von Anstrengung und Belohnung, wie sie jene betrifft, die trotz ihres Einsatzwillens von der Veranstaltung "Arbeitswelt" ausgeschlossen werden, wird im allgemeinen auf eine schmerzhaft überraschende hinauslaufen. Für die jugendlichen Naiven, die von dieser Entkoppelung noch nie gehört haben, können anläßlich derartiger Erfahrungen ganze Welten zusammenstürzen. Wo man Ordnung vermutete, dort herrschen nun Chaos und Sinnlosigkeit. Dies verwandelt sich in Perversität, wenn ein Universitätslehrer dafür entlassen wird, daß er gut unterrichtet, und ein Journalist dafür, daß er die Wahrheit schreibt. Es kommt dabei darauf an, daß

keinerlei individuelle Anstrengung hier einen Unterschied bei einem Ergebnis bewirken wird, das von Mechanismen bestimmt ist, die jenseits des Einflusses und oft sogar des intellektuellen Horizonts des Akteurs liegen. Es ist naheliegend, diese Situation in Analogie zu einem Krieg zu interpretieren, der dem Individuum als eine Macht gegenübertritt, die er vielleicht zum Teil selbst miterzeugt hat, doch die, wenn sie einmal losgelassen, nicht mehr unter Kontrolle gebracht werden kann. Daß wir sehr häufig mit derartigen Sachverhalten konfrontiert sind, wird von individualistischen Doktrinen verschiedener Machart geleugnet.

Die Jungen sind in ihrer Begierde, zu moralisieren und von der eigenen Hilflosigkeit dadurch abzulenken, daß man sich zumindest in individuellen Schuldzuschreibungen üben kann, mindestens so entschlossen an der Konstruktion dieses Mythos beteiligt wie jene Puritaner, die tiefes Vertrauen in die Gerechtigkeit einer Welt haben, wo Tugend belohnt und das Laster bestraft wird. Sich von diesen Illusionen verabschieden zu müssen, ist es, was in unserer Gesellschaft zum Teil bedeutet, erwachsen zu werden. Dies ist nirgends besser zusammengefaßt als in der Antwort des Helden des Films *Erbarmslos* an den Schurken, den er gerade durch den Bauch geschossen hat und der sich beschwert, "ich verdiene es nicht, so zu sterben": "'Verdienen' hat nichts damit zu tun." Es ist dies Ausdruck einer Desillusioniertheit, die leugnet, daß der Welt jener Sinn innewohnen könnte, der ihr von den Vorstellungen der Gerechtigkeit verliehen wird; auf diese Weise vollzieht eine säkularisierte Gesellschaft ihren letzten Entwicklungsschritt. Ein Großteil unseres Denkens über die Arbeitslosigkeit basiert noch immer auf älteren Modellen einer wohlgeordneten Gesellschaft, in der die Tugendhaften noch dazu an ihren weißen Hüten erkennbar sind, die Bösen an ihren schwarzen. Das macht es so verlockend, Arbeitslosigkeit als selbstverschuldet zu betrachten, und stiftet so viel Verwirrung, wenn wir selbst mit den kapriziösen Bestrafungen konfrontiert sind, welche die moderne Gesellschaft austeilt.

Die Welt des Turbokapitalismus hat diese Denkmodelle hinter sich gelassen. Die Entleerung der Welt von einem Bemühen um das, was man für fair oder gerecht hält, findet ihre perfekte Manifestation in der amoralischen Haltung der großen Unternehmen gegenüber fast allem, was sie tun – sei es in ihrem Umgang mit dem Leid von Menschen und Tieren, mit der Umwelt oder was sonst noch; und eine Welt ohne systematische Verknüpfungen zwischen Anstrengung und Belohnung, zwischen Schuld und Sühne, ist sicherlich nicht zuletzt wegen ihrer Häßlichkeit deprimierend. Der Doppelsinn des englischen Wortes *fair* erinnert uns machtvoll daran, wie *schön* Gerechtigkeit und Fairneß sein können. Er erinnert uns daran, daß durch die Oberfläche des fairen Handelns etwas durchscheint, das über unseren alltäglichen Kampf ums Überleben hinausweist. In einer Welt, in der das Bemühen um Fairneß aufgegeben wird, ziehen wir uns vom Versuch zurück, unser kollektives Geschick zu kontrollieren. In der Folge kommt es zu individuellen Erfahrungen, die deutliche Parallelen zu jenen des psychiatrischen Patienten aufweisen. Die Arbeitswelt tritt den arbeitenden Menschen immer fordernder entgegen und beginnt, auch die minutiösesten Details des Aussehens, des Handelns und des Sprechens zu regulieren, im Namen eines angeblichen zivilisatorischen Fortschritts, der eine zentrale Ingredienz der konkurrenz- und leistungsbesessenen Barbarei ist. Der Ausschluß aus dieser Welt fordert ebenfalls einen hohen Preis; das im Dienste einer entfesselten Wirtschaft stehende politische System trägt Sorge, daß Arbeitslosigkeit zu einer zunehmend unangenehmen Erfahrung wird. Die totale Arbeitswelt hospitalisiert auf diese Weise ihre Bewohner und verwandelt sie bei Bedarf in Ausstellungsstücke. Sie werden dann durch die schiere Tatsache ihres Ausschlusses in den Dienst des Produktivismus gestellt; das ist also die letzte Absurdität, welche die Tragödie der Arbeitslosigkeit charakterisiert. Damit ist den meisten

davon Betroffenen sogar die heroische Pose des tragischen Helden verwehrt; durch diese Instrumentalisierung verkommen sie zur tragischen (oder bloß traurigen?) Figur.

Im Karneval der Postmoderne ist Erfolglosigkeit (neben der Langweiligkeit) eine der letzten verbliebenen Sünden. Eine weitgehend unproblematische Arbeitslosigkeit finden wir – wenn überhaupt – in einer Jugendszene, die von den vorhergehenden Generationen massiv subventioniert wird. Altert man aus dieser Szene heraus, dann kann man erst die Bekanntschaft einer Gesellschaft machen, die auf streng vertraglichen Grundsätzen beruht und die Konsumchancen nur im Austausch gegen Leistungen aller Art bietet. Auf jeden Jugendlichen, der Eigentum für Diebstahl hält, kommen zehn Erwachsene, für die der Bezug von Sozialhilfe als Diebstahl gilt.

So manifestiert sich ein Puritanismus, der uns auch die Renaissance von *law-and-order*-Positionen beschert hat, in einer Parallelentwicklung zur Herausbildung der *political correctness*. Es ist dies eine Faktorenkombination, die nur unter großer Anstrengung als fortschrittlich aufgefaßt werden kann, die aber sicherlich vom Liberalismus nur wenig mitbekommen hat. Und für ebendiese USA mit ihren hochgezüchteten Sensibilitäten (die allerdings an den Hochschulen wesentlich besser entwickelt sind als auf den Polizeiwachstuben) ist anzumerken: Solange in einer Gesellschaft Wohlstand und Armut gleichzeitig bestehen, wird es Umverteilung geben, wenn nicht freiwillig oder über fiskalische Mechanismen, dann über illegale Geschäfte oder die nicht-wirtschaftlichen Aktivitäten Raub, Einbruch und Diebstahl. Ab einem gewissen Punkt wird die Kontrolle von all dem teurer kommen, als es ein wohlfahrtsstaatliches System jemals sein kann. Kalifornien, das einstige Paradies "alternativer" Lebensentwürfe, sah einen Anstieg der Gefängnisinsassen von 23.500 im Jahr 1980 auf 126.100 im Jahr 1995. 1995 war auch das Jahr, in dem Kalifornien erstmals mehr Geld für Gefängnisse als für die höhere Bildung ausgab.⁸ In Kalifornien war es also kein allzu langer Weg von der verzweifelten Sinnsuche des *New Age* zur Sinnfindung in einem halbvergessenen, doch heimtückisch weiterwirkenden Puritanismus. Dieser bestimmt das politische System und wird dafür sorgen, daß jene, die sich heute noch in der *love parade* vergnügen, sich morgen schon anpassen werden. Die "Reise nach Tunix" ist abgesagt.

3 Obdachlosigkeit

Arbeitslosigkeit ist nicht selten die Vorstufe zur Obdachlosigkeit. Am deutlichsten zeigt sich das bei der Saisonarbeit in der Gastronomie, wenn der Arbeitsplatz mit einer Unterkunft verbunden ist und wenn man am Ende der Saison sowohl ohne Arbeit als auch ohne Wohnung dasteht. Auch Partnerlosigkeit kann sich als Folge der Arbeitslosigkeit einstellen oder der Wohnungslosigkeit vorhergehen. Die menschlichen Grundbedürfnisse und die Chancen ihrer Befriedigung bilden ein komplexes *System*, das sich eine ausführliche Behandlung verdienen würde. Alles, was man sich zu eigen machen kann, kann man auch verlieren – Eigenschaften und Fähigkeiten, Freunde und Ehepartner, Geld und Gut, Arbeit, Wohnung, auch die "Heimat". Das moralische Ideal der Chancengleichheit bezieht sich statt auf den Verlust auf den Erwerb all dieser Güter. Chancengleichheit soll garantieren, daß im Bildungsprozeß jeder Mensch die Möglichkeit hat, sein Potential zu verwirklichen, daß niemand einem willkürlichen Ausschluß von der Arbeitswelt unterliegt usw. Das Gegenstück zur Chancengleichheit beim Erwerb wäre die Risikoegalierung beim Verlust. Arbeitsplatzsicherheit stellt ein relevantes Beispiel dar. Die Talentierten haben nicht nur bessere Chancen, Arbeitsplätze oder sonstige Güter zu erlangen, sondern auch bessere

⁸ Bosch 1998, S. 23.

Chancen, diese zu behalten. Die Regulierung des Verlusts ist hinter jener des Erwerbs zurückgeblieben. Es war einfach lange Zeit hindurch kein beachtenswertes Thema, wie Leute vor dem Verlust geschützt waren und wie sie damit umgingen. Die Pragmatisierung der Beamten war das Gegenstück zur Unauflöslichkeit der Ehe, Institutionen, die seit neuerem massiv unter Druck geraten sind – im Gegenzug gibt es heute Selbsthilfegruppen für unfreiwillig Alleinstehende. Der Mieterschutz ist in vergleichbarer Weise aufgeweicht worden. In den USA hat sich die Zahl der Menschen, die obdachlos sind, dramatisch erhöht.⁹ Auch die Zahl jener, die von Obdachlosigkeit bedroht sind, ist massiv angestiegen: *The number who are poor enough to be in constant risk of homelessness reaches several millions*¹⁰, wie Kai Erikson schreibt. Wie die Arbeitslosigkeit trifft auch die Obdachlosigkeit vor allem die Ärmere; da heute allerdings kaum jemand vor diesen Schicksalsschlägen gänzlich gefeit ist, handelt es sich dabei um mehr als ein Disziplinierungswerkzeug für die ökonomisch Schwachen, nämlich um das Sanktionsinstrumentarium einer Gesellschaft, die Anpassung und Unterordnung so gebieterisch wie kaum je zuvor einfordert. Auch in dieser Frage sollte man sich davor hüten, allzurasch und schlagfertig mit den Antworten bei der Hand zu sein. Tatsächlich ist das Thema "Obdachlosigkeit" eines der vielen Gebiete, bei deren Erörterung der Alltagsverstand und die Sozialwissenschaft miteinander in Konflikt geraten. Da der Alltagsverstand wesentlich weiter verbreitet ist als das sozialwissenschaftliche Wissen, ist unschwer zu erraten, welches Deutungsmuster sich größerer Beliebtheit erfreut. Das folkloristische Wissen des Alltags macht sich die Sache auch wesentlich einfacher – wie Arbeitslosigkeit ist aus dieser Warte auch Wohnungslosigkeit selbstverschuldet; nicht selten erscheint sie als eine gerechte Strafe für Fehlverhalten. Die Sozialwissenschaft tut sich da schwerer; wie schwer, das sehen wir in bestechender Deutlichkeit in Christopher Jencks' Monographie *The Homeless* illustriert. Jencks nennt für die USA vier Faktorenbündel, denen man plausiblerweise einen Beitrag zum Anstieg der Obdachlosigkeit in der US-amerikanischen Gesellschaft zuschreiben kann:

1. die Öffnung der Psychiatrie,
2. das massenhafte Angebot der Billigdroge Crack,
3. Langzeitarbeitslosigkeit und die Auflösung der Familie,
4. die Zerstörung der *Skid Row* mit ihren Billigquartieren.¹¹

Für Österreich, wo es immer schon die Billigdroge Alkohol gegeben hat, dürfte Crack wohl kaum die wichtige Rolle spielen, die ihm im amerikanischen Kontext zukommt; auch für die Psychiatrie gilt, daß die diesbezüglichen Entwicklungen Österreich erst in Ansätzen erreicht haben. Die enge Assoziation der Obdachlosigkeit mit anderen Formen der Devianz – psychische Erkrankung, Drogenabhängigkeit, Arbeitslosigkeit – tritt in Jencks' Auflistung deutlich hervor. Auch Kriminalität sollte in diesem Zusammenhang genannt werden, die es zwar immer schon gegeben hat, deren Umfang jedoch zweifellos zugenommen hat, in England und Wales angeblich überhaupt auf das Fünzigfache.¹² In den USA ist es der Ausschluß großer Teile ganzer ethnischer Gruppen vom primären Arbeitsmarkt, der nur den kriminellen Sektor als Betätigungsfeld übrig läßt, von wo eine direkte Route in die Behausungen der Wohnungslosen führt.

⁹ Jencks 1994.

¹⁰ Erikson 1994, S.162.

¹¹ Jencks 1994.

¹² Giddens 1999, S. 199

Wenn es irgendwelche Orte gibt, an denen die anstrengende Kunst des Überlebens praktiziert wird, dann sind das die Notbehausungen und Containerdörfer für die Obdachlosen. Paradigmatisch ist auch die Niederlage dieser Männer – im allgemeinen haben sie weder Arbeit noch Wohnung, noch Partnerin. Sie sind auf allen Dimensionen unterlegen und haben nun Defizite in all jenen Bereichen, aus denen andere, Glücklichere, ihr Selbstbewußtsein speisen. Manche Obdachlose beziehen ihr Selbstwertgefühl aus ihrer realen oder phantasierten Vergangenheit. So Niels, ein Hamburger, der in den Straßen von Graz gefunden wurde und sich bereitwillig interviewen ließ. Er erzählte, er hätte eine Firma mit zehn Angestellten gehabt und sei einen Jaguar gefahren.¹³ Der Tod des Schwiegervaters machte diesem Wohlstand ein Ende:

"... und – ähm – dann starb der Schwiegervater, der war ein Gesellschafter, und dann haben die Erben gesagt, so komm, gib mal her die Hälfte des Vermögens, okay, ich zur Bank gegangen und gefragt, könnt ihr mir die Hälfte des Vermögens ersetzen, nein, ja und dann war ich am Arsch. Und das geht ganz schnell, über Nacht, und dann hab ich gesagt, bevor ich ins Gefängnis geh', nee, weil ich konnt's nicht zahlen, da hab ich gesagt, dann geh ich auf die Reise"

Auch Niels beruft sich auf das Zauberwort "Freiheit" – gleichzeitig gelingt es ihm, sein Leben als eine Variante der Abenteuerfahrt von Jugendlichen und als Alternative zur bürgerlichen Lebensform darzustellen:

"Ah, also ich hab in Wien ganz tolle Leute kennengelernt, haben wir Musik zusammen gemacht und so, das war super, und ich bin mir sicher, daß ich auch hier irgendwo Leute kennenlernen werde, nee, wo's Spaß macht. Und, und, und wenn das Leben so ist, daß man auf dem Fußboden schläft und ne Runde Spaghetti ißt und was auf der Gitarre einübt, das ist super. Also ich bin ein Firmenchef gewesen, 'n Manager gewesen, und das war zum Kotzen ..."

Wir begegnen in den Straßen und in den Containerdörfern Menschen am Ende ihres Weges, die sich kaum mehr eine deutliche Verbesserung ihrer Situation erwarten können. Wie Iwan Denissowitsch müssen sie irgendwie ihren Frieden mit ihrer Situation machen; Zitronentee und Schinkenbrote können ihnen Momente eines bescheidenen Glücks vermitteln. Wenn der Schauspieler Jean Reno im Interview meinte, nach zwei gescheiterten Beziehungen könne er sich "das Glück nur mehr als ein kleines Grillhähnchen vorstellen", dann formuliert er diesen Zustand erlebter Enttäuschungen und verwelkter Hoffnungen, der eng mit dem Prozeß des *Alterns* verknüpft ist. Das Überleben nimmt hier die Form des Beharrens an, eines Weiterlebens, das vor allem das einfache Ziel verfolgt, nicht unterzugehen.

Das Ressoridorf ist daher aus vielerlei Gründen ein interessantes soziologisches Untersuchungsobjekt, somit auch ein für "künstlerische Einmischungen" besonders gut geeigneter Raum. Erstens schärft das Dorf unseren Blick dafür, was es bedeutet, in einer Überflußgesellschaft ganz unten gelandet zu sein: Vom Verhungern ist dort niemand bedroht, und auch Bekleidung gibt es in Hülle und Fülle. Die Bäckereien verschenken übriggebliebenes Gebäck in ganzen Säcken an den Vinzibus; auch dort bleibt einiges übrig, das dann ins Ressoridorf gebracht werden kann.

Dort verfügen fast alle Wohnmodule über ein Fernsehgerät. Dieses Überschwappen von Konsumgütern, das auf den hohen Lebensstandard der Wegwerfgesellschaft zurückzuführen ist,

¹³ Interview 1: Obdachloser Mann

deckt einen Großteil der materiellen Bedürfnisse der Obdachlosen ab; eine Ausnahme stellt dabei das Bedürfnis nach Wohnraum dar.

Einen guten Wintermantel kann man ja rasch verschenken, wenn er den modischen Standards nicht mehr entspricht, doch gibt es niemanden, der so mir nichts, dir nichts ein kleines Haus oder gar ein Stück Grund zu verschenken hat. Während es in unserer Gesellschaft einen Überfluß an Brot und Bekleidung gibt, ist Wohnraum in einem strengeren Sinn vom Prinzip der Knappheit beherrscht und auch mit einem schärferen Ausschlußmechanismus verbunden. Allenfalls werden *Squatter* (Hausbesetzer) in irgendwelchen Abbruchhäusern geduldet; Obdachlose in unbenutzten Gartenlauben usw. Was in diesem Bereich möglich ist, hängt von der Durchsetzungsfähigkeit der Personen ab, die auf diese Weise ihre Wohnbedürfnisse decken, und vom Widerstand der relevanten Eigentümer bzw. Nutzer. Aus der Sicht der letzteren geschieht hier wieder einmal Zweckentfremdung, die hingenommen werden kann oder auch nicht. Zweckentfremdung ist eine (individuelle oder kollektive) Reaktion, die sich gegen das Verordnete und Geplante wendet; sie gehört zu den Aktivitäten der "Zivilgesellschaft".

Die Containerdörfer beginnen ihre Karriere im allgemeinen auf kirchlichem oder öffentlichem Grund, und es ist kein Zufall, daß die Baucontainer sich von festgemauerten Häusern deutlich unterscheiden. Die Analogien zu den Favelas sind hier kaum zu übersehen, wobei die Ärmsten der Österreicher – anders als die Brasilianer – nicht ohne die Hilfe von Personen, die sich zu ihren Gunsten engagieren, auskommen können; dazu zählen neuerdings auch die Künstler. Die wichtigsten Defizite der Obdachlosen finden sich allerdings im symbolischen Bereich; der geschenkte Mantel mag vor der Kälte schützen, doch kann er gegen den Mangel an Zuwendung, der auch von den Betreuungspersonen wahrgenommen wird, nichts ausrichten. Hinzu kommt, daß im Fall der Obdachlosigkeit das große moderne Tabu des Scheiterns öffentlich zur Schau gestellt wird, ganz im Gegensatz zum Los der Strafgefangenen oder der Insassen der psychiatrischen Anstalten, wo der Zweck der Institution impliziert, daß der beschämende soziale Status der Betroffenen der Öffentlichkeit verborgen bleibt.

Wer auf der Straße lebt, muß mit den Blicken der anderen und der darin enthaltenen Verurteilung leben. Geborgenheit im Ressidorf bedeutet, daß man – inmitten von Schicksalsgenossen – seine beschämende Biographie vor dem unbarmherzigen Auge der Öffentlichkeit verstecken kann.

Zweitens stellt das Ressidorf eine Station im Leben einer bestimmten Personenkategorie dar. Dort finden Weichenstellungen statt; in seltenen Fällen führen diese in die Normalgesellschaft hinaus. In der Mehrheit der Fälle wird das Dorf zu einer temporären Heimat, die zwar ein wenig Geborgenheit und Geselligkeit vermittelt, das Muster der Haftanstalt aber konsequent fortschreibt.

Auch hier beobachten wir jene Mehrdeutigkeit, die uns eine einfache Entscheidung darüber verweigert, ob wir es mit einem Ghetto oder mit einem Schutzraum zu tun haben. Des weiteren ist ungeklärt, ob es sich dort tatsächlich um eine Notschlafstelle oder um Wohngelegenheiten von niedriger Qualität handelt. Offiziell definiert sich das Dorf selbst als Anbieter von Notunterkünften, die jenen offenstehen sollen, die sonst keinerlei Chancen haben, sich ein Dach über dem Kopf zu verschaffen. Aus dieser Selbstdefinition folgt, daß die Ansprüche an den Versorgungsstandard nicht übertrieben hoch sein können; in der Not frißt der Teufel bekanntlich Fliegen. In einigen Fällen verfolgen Dorfbewohner jedoch ganz andere Zielsetzungen, was dann zu Konflikten führen muß. Wenn eine Institution lediglich über eine vage definierte allgemeine Zielsetzung verfügt, dann bietet sie sich der "Umfunktionierung", wie das früher genannt wurde, geradezu an. Es kommt zu Übernahmen von Organisationen und Institutionen durch Interessengruppen; existieren andere Gruppen, die andere Ziele verfolgen, dann ist der Boden für kleinere und größere Konflikte

aufbereitet. So können etwa österreichische Jugendliche darüber klagen, daß Zuwanderer ihr Jugendzentrum für sich vereinnahmt hätten. Daß es zu Versuchen kommt, im Ressorhof eine Heimat zu finden, sollte allerdings nicht überraschen. Wie alte Menschen in den Heimen der SPÖ zu bestimmten Anlässen ein kleines Ausmaß von Geselligkeit finden können, wenn zum Beispiel der Doppler Hans, "vulgo Kohllöffel", zum Frühschoppen aufspielt, so besteht auch in den untersten Segmenten der Gesellschaft das Bedürfnis, die Einsamkeit, die das moderne städtische Leben mit sich bringt, in irgendeiner Form zu überwinden; gerade bei der Art von Personen, die im Ressorhof landen, ist dieses Bedürfnis besonders ausgeprägt. Kontakte zur Herkunftsfamilie bestehen im allgemeinen überhaupt keine mehr; auch die Exfrauen und die Kinder aus diesen Beziehungen stehen nur in den seltensten Fällen für Sozialkontakte bereit. Statt dessen kann man sich an die Mithäftlinge von früher wenden, wenn man Ansprache oder Hilfe braucht; es handelt sich dabei um eine Peergruppe des devianten Milieus, um ein soziales Gewebe, das zwar Streit und Gewalt einschließt, dennoch aber Gesellschaft und Solidarität bietet.

Das reichhaltige Konfliktpotential des Ressorhofs gründet unter anderem in Widersprüchen zwischen der offiziellen Definition des Dorfes und den Zielsetzungen der Bewohner, zu deren Überlebensstrategien es gehört, solche offizielle Definitionen zu unterlaufen. Wenn die Strafanstalt dazu dienen soll, die Insassen von Drogen und Außenkontakten fernzuhalten, dann bietet sich die Bestechung des Wachpersonals an, das Drogen und Mobiltelefone einschmuggelt. Derartige Konflikte sind charakteristisch für alle Organisationen und Institutionen, die mit der "Besserung" oder der Kontrolle von Personen befaßt sind. Hinzu kam im konkreten Fall ein Muster, das seit jeher für Lager aller Art charakteristisch ist: Es bildete sich eine Clique von Exhäftlingen, die das Kommando im Dorf übernahmen. Es sind dies Menschen, die aufgrund ihrer reichhaltigen Anstalterfahrung und ihrer Brutalität zur Führerschaft im Ressorhof geradezu prädestiniert sind. Sich von diesen abgebrühten Charakteren Anpassung zu erwarten, wäre naiv: Sie sind bereits weit unten angelangt, und die Anpassung hätte wesentlich mehr gebracht, wäre sie früher bewiesen worden; jetzt, am Ende des Weges, wäre sie nur noch ein Eingeständnis der Niederlage.

Bemerkenswert an den Bewohnern ist allerdings die Tatsache, daß zwei Drittel von ihnen über eine abgeschlossene Berufsausbildung verfügen; wir finden hier nicht die Häufung von Un- und Angelernten, die wir vielleicht erwartet haben; dies legt die Interpretation nahe, daß Obdachlosigkeit im Einzelfall vor allem als Ergebnis einer Verkettung von unglückseligen Umständen, von Familienzusammenbruch, Alkoholismus und den anderen Faktoren, die in diesem Zusammenhang immer wieder genannt werden, begriffen werden sollte. Außer Streit steht jedenfalls, daß all diese Menschen der bereits in Vergessenheit geratenden Arbeiterschicht angehören. Wo immer die Endstation der Männer der Mittelschicht liegen mag, hier ist es nicht. Die bürgerliche Höchststrafe der Obdachlosigkeit trifft kaum jemals die Privilegierten, sondern immer jene, die der Spirale, die sie in den Abgrund drängt, am wenigsten entgegensetzen haben. Das Szenario von Scheidung und neuer Selbstverwirklichung in aufregenden neuen Beziehungen hat begonnen, in allen Schichten eine wichtige Rolle zu spielen, es läßt sich allerdings unter den Menschen in prekären Lebensumständen nicht wirklich in die Praxis umsetzen. Wer verpflichtet ist, einen großen Teil seines Einkommens an die Exfrau (und deren neuen Partner) und an Kinder, die er nur mehr selten zu sehen bekommt, abzutreten, der wird das Gefühl haben, zur Zwangsarbeit verpflichtet zu sein. Die außergewöhnliche Leistung, die erforderlich ist, um gegen vier Uhr früh aufzustehen, damit man um sechs Uhr im Steinbruch zu arbeiten beginnen kann, wird ungern erbracht, wenn sich dieses Gefühl einmal eingestellt hat. Auch Männer, die weniger anstrengende Arbeit zu verrichten haben, werden die von den Standards der Normalität vorgesehenen Leistungen

am ehesten erfüllen, wenn sie den Eindruck vermittelt bekommen, *gebraucht* zu werden. Zur quälenden und gefährlichen Arbeit im Steinbruch läßt man sich nicht erpressen; sie muß heroisiert werden als etwas, das wir für andere Menschen tun, die uns nahestehen und die von uns abhängig sind. Man mag dieses Denkmodell als überholte Vorstellung vom männlichen "Ernährer" denunzieren, doch ist es das Denkmodell der hier zur Diskussion stehenden Männer. In einer Zeit, die heftig bemüht ist, den Egoismus zur Tugend hochzustilisieren, verliert man nur allzuleicht den Blick auf diese banalen Wahrheiten zur Arbeitsmotivation, genauso wie man sich wirklich harter Arbeit nicht nur entzieht (unter den Bauhilfsarbeitern finden sich keine Studenten mehr), sondern sich diese nicht einmal mehr vorstellen kann. Daß die späteren Obdachlosen sich unter den geschilderten Bedingungen irgendwann einmal aus der Arbeitswelt zurückziehen, was ihnen dann als "Arbeitsscheu" angerechnet wird, sollte dann nicht überraschen.

Damit bietet sich auch eine Klassifikation der Bewohner an: Einerseits gibt es jene, die auf den immer schwieriger werdenden Lebensbahnen sozusagen entgleist sind, die Pechvögel, andererseits leben im Dorf auch Menschen, die einen kriminellen Lebensstil pflegen, die der Welt Ecken und Kanten bieten und permanent mit der Aufgabe befaßt sind, auf ihre Weise und zu ihren eigenen Bedingungen zu überleben. Sie sind nicht anpassungswillig, Dank erwartet man sich von ihnen vergebens, und die Umleitung dieser Leute in ganz normale bürgerliche Laufbahnen ist ein allzu ehrgeiziges Ziel. Die Haltung dieser Menschen ist geformt von den Grundprämissen der Gefängniskultur. Sie kann auf einem Kontinuum angesiedelt werden, das von einer mißtrauischen und zynischen Grundhaltung bis hin zur Kooperation reicht, die im Vertrauen auf eine sinnvolle Zukunft bewiesen wird. Der gegenkulturelle Entwurf der hartgesottenen Kriminellen wurzelt in einer tiefen Enttäuschung, die ihren Niederschlag in einem Bündel von Stereotypen findet; nach Auffassung vieler Krimineller sind alle Menschen Gauner, von denen allerdings viele – im Gegensatz zu ihnen selbst – nicht erwischt werden¹⁴, Geistliche sind Heuchler, Politiker korrupt und unfähig und Ärzte inkompetente Schwätzer. Wie wir gesehen haben, faßt *The world is a racket* diese Sichtweise zusammen.

Aufgrund der fundamentalen Bedeutung dieser Sichtweise lohnt es sich, dazu etwas mehr zu sagen. Ärzte als inkompetente Schwätzer, Professoren, die grenzdebil sind, Korruption und Heuchelei – all das klingt bekannt; es klingt nach Karl Kraus und Joseph Heller, es klingt nach den großen Satirikern der Literaturgeschichte. Joseph Hellers *Catch 22* entwirft die soziale Welt als totale Institution, in der eitle Narren das Sagen haben, wo der Truppenarzt Doc Daneeka ein schrulliger Hypochonder ist usw. Formuliert wird hier eine Sichtweise, die in einer tiefen Entfremdung wurzelt, in einer gewaltigen Distanz zu den Werten und Zielen der Welt, in die man hineingestellt wurde. Tatsächlich wurde *Catch 22* zur Bibel der amerikanischen Soldaten in Vietnam. Der skizzierte Zynismus stellt die Reaktion der Unterdrückten dar. In Varianten existiert sie in allen totalen Kontexten (beim österreichischen Bundesheer etwa wird der Kompaniekommandant von den Soldaten als "Kompaniekomödiant" bezeichnet) und in ihrer allgemeinsten Form im jüdischen Humor. Der wichtigste Unterschied zwischen der Sichtweise der Knastbrüder und der Soldaten, die nicht an ihre Mission glauben, einerseits, jener der Satiriker andererseits findet sich im reflektierten moralischen Ernst, der dem Tun der letzteren zugrunde liegt.

Die Integration auch der von der Gesellschaft tief enttäuschten (Ex-)Kriminellen ist allerdings ein Ziel, das durch die Struktur der relevanten Narrative vorgegeben ist. Seit biblischen Zeiten ist

¹⁴ Vgl. Harbordt 1972, S. 36

das Szenario der Bekehrung, von Reue und Umkehr, von der Erlösung des Ungeheuers durch die Liebe tief verwurzelt in unseren biographischen Skripts und unseren therapeutischen und erzieherischen Hoffnungen. Die Suche nach derartigem ist den Menschen ebenso zur Gewohnheit geworden, wie die Suche nach der wahren Liebe, und kein noch so großes Ausmaß von öffentlich gepflegtem Zynismus wird sie davon abhalten, sich auf diese Suche zu begeben und so einen Funken Hoffnung am Leben zu erhalten.

An dieser speziellen Endstation eines Lebens, das nicht selten einen wenig verheißungsvollen Beginn hatte, sind die Menschen hart und illusionslos geworden; dies färbt ihren Umgang mit dem Betreuungspersonal und auch dem Projekt KAVN. Gegenüber den Menschen herrscht Mißtrauen, geliebt werden dort die dorfeigenen Hunde. Man hat in diesem Milieu zu überleben gelernt, indem man alle Chancen nützt, die sich bieten: *If you see a kind face, then hit it*, formulierte diese Maxime ein Trickbetrüger unter Goffmans Informanten. Trickbetrug, so die Idee, ist am erfolgreichsten gegenüber den Arglosen und Gutmütigen. Das Ausmaß an Entfremdung, das sich in solchen Strategien zeigt, wird vielleicht durch eine Konzeption von Professionalität kompensiert, derzufolge die Gutartigkeit der anderen zum Instrument des eigenen Überlebens wird. Und ein Überlebensort ist das Dorf allemal: Dort findet der einzelne die Bundesgenossen, die ihm ein Überleben als *animal sociale* ermöglichen. Dort finden wir auch die eigentümliche Alchemie von philanthropischer Unterstützung und individueller Beharrung, die für derartige Kontexte charakteristisch ist; wir finden dort das Überleben am Rande.

Die Spezialität der Klientel des Sozialamtes, wo ebenfalls künstlerische Aktivitäten gesetzt wurden, ist hingegen die Zweckentfremdung – andere mögen beschließen, daß sie von nun an Tische bekommen, doch wie diese verwendet werden, das liegt in ihrem Zuständigkeitsbereich. (Sie hätten der "Kommunikation" dienen sollen, werden aber vor allem zum Abstellen der Bierdosen genutzt.) Darin ähneln sie den Bewohnern der Sozialbauten in Caracas, die ebenfalls reichlich Übung in der subversiven Kunst der Zweckentfremdung aufweisen. Auch im Ressorhof herrschte nur geringes Verständnis für die Intentionen von KAVN – die im Rahmen einer Aktion aufgestellten Schirme erregten Befremden, und einer der von den Künstlern mitgebrachten Blumentöpfe wurde sofort gegen ein paar Biere eingetauscht.¹⁵

Peter Tschech ist vor kurzem der Absprung aus dem Ressorhof in eine Gemeindewohnung gelungen. Sein Leben bestand aus einer langen Kette von deklassierenden Erfahrungen, darunter auch das Leben in einem Abbruchhaus, in dem es Strom und Warmwasser gab, die allem Anschein nach von der Gemeinde finanziert wurden.

Begonnen hatte alles mit einem Mopedunfall, als Herr Tschech gerade das zweite Jahr einer Tischlerlehre absolvierte. Die dabei erlittenen Schädelverletzungen hatten gravierende Auswirkungen auf seine Berufschancen: "... ja, nichts mehr, hat mich ja keiner mehr genommen, das war ja komplett demoliert, nicht, daß ich wieder so beieinander bin oder was, wie ich jetzt bin, das haben sie mir erst nach einer zweiten Operation in Wien erwirkt, weil zuerst bin ich ja wie eine lebendige Leiche gewesen ..." Der Prozeß gegen den Unfallgegner brachte Herrn Tschech 20.000 Schilling Schadenersatz und die Erkenntnis, daß die Gerichte seine Gesundheit und seine Arbeitskraft nicht sonderlich hoch bewerteten. Auch seine Erfahrungen mit der Strafjustiz waren nicht die besten. Er erhielt fünf Jahre Haft für die Mitwisserschaft an einem Handtaschenraub, ein, wie er sagt, "abschreckendes Urteil ... das werde ich nie vergessen".

¹⁵ Interview 4: Bewohner einer Containersiedlung

Von der modernen Kunst hat Herr Tschech eine niedrige Meinung – es handle sich dabei um "Einmischungen", was er nicht positiv meint, und Erwin Posarnig sei ebenfalls nur ein Geschäftemacher: "... der Herr macht seine Projekte, kassiert." Auch hier zeigt sich die Verbitterung, die eine gallige Sicht auf fast alles verleiht. Andere Dorfbewohner, die zum Interview hinzustoßen, äußern sich hier positiver: "Er hat sehr viel gemacht, muß ich schon sagen, ganz ehrlich, ist kein schlechter Mann ..." Herr Tschech hat nach Jahren der Haft und der Obdachlosigkeit, nach wechselnden Partnerschaften mit Kellnerinnen und Prostituierten einen prekären Frieden mit der Welt geschlossen: "Aber ich habe mir gedacht, lieber ein armes Leben und ich habe meine Ruhe, als ich bin jeden Tag mit einem halben Haxen im Landesgericht, nicht, war aber besser so, geht so auch, nicht?"¹⁶

Integration heißt hier nicht die Rückkehr in die Welt der bürgerlichen Wohlanständigkeit, sondern bedeutet, daß sich Gruppen devianter Personen in für sie bereitgestellten Nischen einrichten. Dadurch entfällt die Notwendigkeit, aus kriminellen Aktivitäten den Lebensunterhalt zu bestreiten. Der Lebensstil von einst war stets durch die Hoffnung auf den großen Coup, auf viel Geld durch wenig Arbeit, mitbestimmt. Herr Tschech hat sich nun mit einem "armen Leben" abgefunden. Gäbe es Einrichtungen wie das Ressorf nicht, dann wäre ihm auch diese Möglichkeit einer der Gesellschaft willkommenen Resignation verwehrt geblieben.

Den Menschen, die Niederlagen und Verluste erlitten haben, wie sie in diesem Kapitel exemplarisch beschrieben wurden, steht ein gewaltiges – teilweise hilfloses – Helfersystem gegenüber, ebenso eine Normalgesellschaft, die sich vor lauter Vergnügen gar nicht mehr fassen kann. Eine egalitäre Politik, die sich um die Verlierer und die Besiegten kümmert, ist nicht in Sicht. An die Stelle der Umverteilung, die einmal ein politisches Ziel dargestellt hat, traten punktuelle Hilfen, die den exzessivsten Folgeerscheinungen des Turbokapitalismus entgegenwirken sollen. Die Bekämpfung der Armut kehrt so zu ihren Ursprüngen zurück, indem Versicherungsleistungen und Rechtsansprüche in zunehmendem Ausmaß durch Almosen ersetzt werden. Wie früher erfolgt die Administration der Almosen vor allem über private oder kirchliche Einrichtungen. Da diese ohne staatliche Unterstützung nicht lebensfähig wären, kommt ein Großteil der benötigten Mittel wiederum vom Steuerzahler. Das Arrangement hat dennoch seine Funktion: Einerseits werden auf diese Weise Arbeitskräfte in die Verwaltung der Armut eingebunden, die unter maximalem Einsatz oder gar um Gottes Lohn arbeiten, andererseits können sich die auf den sparsamen Umgang mit öffentlichen Mitteln festgelegten Behörden hinter den von ihnen finanzierten Einrichtungen sozusagen verstecken, sollte Kritik am Geiz der öffentlichen Hand geübt werden.

*

Dieser Beitrag ist eine Wiederveröffentlichung des 4. Kapitels von: Hans Georg Zilian: Unglück im Glück. Überleben in der Spaßgesellschaft. Wien:Styria 2005, S. 97-128. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages. Die Rechtschreibung wurde beibehalten.

¹⁶ Interview 4: Bewohner einer Containersiedlung